

1. Frauen in der Notzeit

1 „Allgemein konnte festgestellt werden, daß besonders die Mütter für ihre Familie darben und rapide Gewichts-
2 verluste aufweisen....
3 Viele Hausfrauen kochen wegen Gasmangel und Stromsperre nachts das Essen und treiben dadurch weiteren
4 Raubbau an ihren ohnehin geschwächten Kräften.
5 Nur die Geschicklichkeit und der Ideenreichtum vieler Frauen vermochte die Bekleidung bisher noch in ver-
6 hältnismäßig ansehnlichem und sauberem Zustand zu erhalten....
7 Ganz große Sorge bereitet aber jetzt den werdenden Müttern die Beschaffung der Säuglingsausrüstung... Die
8 Aussichtslosigkeit, Bettung für die Kinder zu bekommen, bedrückt die Mütter sehr. Auch Kinderwagen fehlen....
9 Im Sommer können die Kinder barfuß laufen, aber wie wird es im Winter? Einige Mütter schnitten den zu klein
10 gewordenen Schuhen der Kinder die Kappen ab. Im Winter ist der regelmäßige Schulbesuch wegen fehlenden
11 Schuhzeugs in Frage gestellt

12 Müttern mit kleinen Kindern und Berufstätigen ist die Holzbeschaffung nicht möglich....
13 Es soll bereits Frauen geben, die ihre Wäsche in kaltem Wasser waschen müssen.... Der Wäschewechsel ist in Frage
14 gestellt. Seife reicht nicht für ausreichende Körperpflege. Ungeziefer und Hautkrankheiten breiten sich aus. Die
15 Säuglingssterblichkeit ist im Ansteigen, die Anfälligkeit gegen Infektionen.... Tbc-Fälle nehmen zu. Die Menschen sind
16 vielfach zu matt und apathisch, daß zu befürchten ist, sie halten im Winter nicht durch...."

(Bericht an den Senat, StAH 131-1 II Senatskanzlei II Leg. Nr. 957)

(Ingeborg Grolle, Frauen nach dem Krieg, S.13)

2. Wohnen

Im Oktober 1945 standen der Hamburger Lagerverwaltung nur noch 27 Wohnlager und Heime für Flüchtlinge zur Verfügung. Die belegten Schulgebäude hatten geräumt werden müssen, als im August der Unterricht wieder aufgenommen wurde. Um der größten Wohnungsnot zu begegnen, begann man im November mit dem Bau von „Nissenhütten“ aus amerikanischen Armeebeständen, einer Art Wellblechcontainer, die auf freigeräumte Trümmerflächen gestellt wurden. In den Augen der Militärregierung war das eine positive Lösung:¹

„Diese Nissenhütten - die zweifellos im Stadtbild zunächst etwas fremdartig wirken, sind als eine Notmaßnahme zur Behebung der akuten Wohnungsnot im überfüllten Hamburg gedacht und als eine vorübergehende Erscheinung anzusehen ... Benötigt wird nur guter Wille und Verträglichkeit. Mit kleinen Mitteln, in denen besonders die Frauen so erfindungsreich sind, sollte es auch möglich sein, einen Hauch deutscher Gemütlichkeit hineinzutragen.“



„Je sieben Menschen wohnen meistens in einer Hütte, gewöhnlich sind es zwei Familien. - Die 68jährige Marie H. lebt mit ihrem Sohn, ihrer Tochter und deren zehnjährigem Mädchen zusammen. Marie H. hat vom Frost dicke, aufgedunsene blaurote Hände, die mit Wunden bedeckt sind. Sie erhält 29 Mark Rente, davon bezahlt sie 10 Mark Miete für die Hütte, 3 Mark für Licht und 3 Mark für Toilettenbenutzung! Die Tochter liegt seit Wochen mit Gelenkrheumatismus im Bett mit einem blaukarierten Wehrmachtsbezug und einer dünnen Woldecke darüber. Neben ihr an den Wellblechrippen klebt der weiße Reif. Nachts kriechen die alte Frau und das Töchterchen zu ihr, in dem anderen Bett schläft der Sohn ...“

In der Hütte nebenan lebt Frau B. mit drei Kindern. Der Mann ist gefallen. Dem siebenjährigen Robert fehlt jede schützende Oberbekleidung. Die elfjährige Erika hat Nasenbluten. „Sie muß sich durchbeißen, wie wir alle“, sagt die Mutter. Die zweijährige Irene sitzt am glühenden Herd und hält ihre blauschwarz gefrorenen Händchen über das Feuer ... Die Mutter schläft mit den beiden Mädchen in einem Bett, weil sie zu wenig Decken haben ...“

In anderen Behelfsquartieren sah es nicht besser aus. Noch im Sommer 1949 berichtete das „Hamburger Abendblatt“ vom Besuch in verschiedenen Kellerwohnungen:

„Im Keller eines alten baufälligen Hauses in der Rothestraße wohnt ein Schwerkriegsbeschädigter mit seiner Frau und seinen zwei kleinen Kindern. Die beiden Räume sind so feucht, daß Farbe und Mörtel abbröckeln ... Die Fenster sind undicht, die Türen schließen nicht richtig. Und dann die Ratten! Tagsüber huschen sie durch den Gang. Nachts kommen sie durch Wände und Boden in die Stube ... Seit 1946 bewirbt die Familie sich um eine neue Wohnung. Die Baupolizei erklärte den Keller für unbewohnbar und erließ Räumungsbefehl. Aber wohin soll die Familie? Eine Wohnung bekam sie nicht zugewiesen.“ (Ingeborg Grolle, Frauen nach dem Krieg, S.7)

¹ Bild aus: Bundesarchiv, Bild 183-20017-0002 / Kolbe / CC-BY-SA 3.0 [CC BY-SA 3.0 de, <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/deed.en>]], via Wikimedia Commons)

3. Versorgung mit „Kalorien“

Der Bemessung des täglichen Nahrungsbedarfs wurde die Anzahl von Kalorien zugrundegelegt, die zur Erhaltung der Existenz notwendig ist. Im Juli 1945 erhielten verschiedene Verbrauchergruppen folgende

Tagesrationen:

1) Kinder von 0-3 Jahren	1125 kcal
2) Kinder von 3-6 Jahren	1250 kcal
3) Kinder von 6-18 Jahren	1700 kcal
4) Normalverbraucher	1550 kcal
5) Schwerarbeiter	2550 kcal
6) Schwerstarbeiter	2800 kcal

Die Ration des Normalverbrauchers lag bereits zu diesem Zeitpunkt unter dem vom Völkerbund festgesetzten Minimum. Um sie aufrecht zu erhalten, musste Weizen aus Kanada eingeführt werden, in der britischen Zone lebte man „vom Schiff in den Mund“.

Trotzdem mussten die Rationen bald weiter gekürzt werden. Im März 1946 lautete die Kalorientabelle so:

1) Normalverbraucher	1014 kcal
2) Werdende und stillende Mütter	2139 kcal
3) Kinder bis zu 3 Jahren	1041 kcal
4) Kinder bis zu 6 Jahren	1182 kcal
5) Kinder bis zu 10 Jahren	1348 kcal
6) Kinder und Jugendl. bis 18 J.	1148 kcal
7) Schwerarbeiter	1714 kcal
8) Schwerstarbeiter	2264 kcal

(Ingeborg Grolle, Frauen nach dem Krieg, S.16)

Diese Rationen waren die Grundlage für die Ausgabe von individuellen Lebensmittelkarten, die jede Familie erhielt. Mit diesen konnte man einkaufen gehen. So sollte abgesichert werden, dass jeder die Nahrung bekam, die in den Rationen berechnet war.

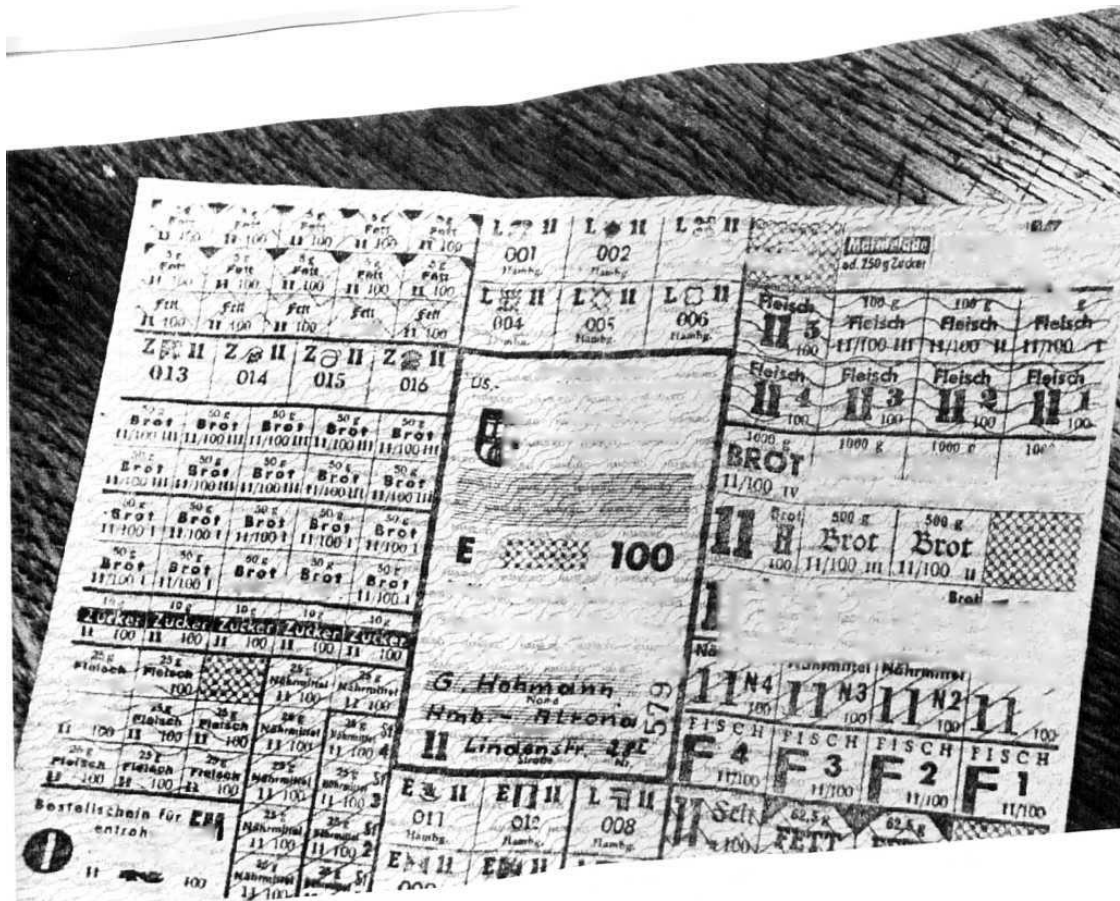
4. Hungern

Die Frau kocht das Essen. „Man nehme...“ steht in ihrem Kochbuch. Was aber tut sie, wenn es nichts zum Nehmen gibt? In den ersten Wochen nach der Kapitulation reichten noch die zurückgehaltenen Lebensmittelvorräte aus, um die Ernährung zu sichern. Dann aber wurde die Versorgung immer knapper. Hausfrauen wurden zu Verwalterinnen des Hungers. Der Hamburger Dichter Wolfgang Borchert beschrieb die „Lügen“ eines Ehepaars in „Das Brot“:

1 Sie sah ihn nicht an, weil sie nicht ertragen konnte, daß er log. Daß er log, nachdem sie neununddreißig Jahre
2 verheiratet waren.
3 „Ich dachte, hier wäre was“, sagte er noch einmal und sah wieder so sinnlos von einer Ecke in die andere. „Ich hörte
4 hier was. Da dachte ich, hier wäre was.“
5 „Ich hab auch was gehört. Aber es war wohl nichts.“ Sie stellte den Teller vom Tisch und schnippte die Krümel von
6 der Decke.
7 „Nein, es war wohl nichts“, echote er unsicher.
8 Sie kam ihm zu Hilfe: „Komm man. Das war wohl draußen, Komm man zu Bett. Du erkältest dich noch. Auf den
9 kalten Fliesen.“
10 Er sah zum Fenster hin. „Ja, das muß wohl draußen gewesen sein. Ich dachte, es wäre hier.“
11 Sie hob die Hand zum Lichtschalter. Ich muß das Licht jetzt ausmachen, sonst muß ich nach dem Teller sehen, dachte
12 sie. Ich darf doch nicht nach dem Teller sehen. „Komm man“, sagte sie und machte das Licht aus, „das war wohl
13 draußen. Die Dachrinne schlägt immer bei Wind gegen die Wand. Es war sicher die Dachrinne. Bei Wind klappert sie
14 immer.“
15 Sie tappten sich beide über den dunklen Korridor zum Schlafzimmer. Ihre nackten Füße platschten auf den
16 Fußboden. „Wind ist ja“, meinte er. „Wind war schon die ganze Nacht.“ Als sie im Bett lagen, sagte sie: „Ja, Wind war
17 schon die ganze Nacht. Es war wohl die Dachrinne.“
18 „Ja, ich dachte, es wäre in der Küche. Es war wohl die Dachrinne.“ Er sagte das, als ob er schon halb im Schlaf wäre.
19 Aber sie merkte, wie unecht seine Stimme klang, wenn er log. „Es ist kalt“, sagte sie und gähnte leise, „ich krieche
20 unter die Decke. Gute Nacht.“
21 „Nacht“, antwortete er und noch: „ja, kalt ist es schon ganz schön.“ Dann war es still. Nach vielen Minuten hörte sie,
22 daß er leise und vorsichtig kaute. Sie atmete absichtlich tief und gleichmäßig, damit er nicht merken sollte, daß sie
23 davon langsam einschlief.
24 Als er am nächsten Tag nach Hause kam, schob sie ihm vier Scheiben Brot hin. Sonst hatte er immer nur drei essen
25 können.
26 „Du kannst ruhig vier essen“, sagte sie und ging von der Lampe weg. „Ich kann das Brot nicht so recht vertragen. Iß
27 du man eine mehr. Ich vertrage es nicht so gut.“
28 Sie sah, wie er sich tief über den Teller beugte, Er sah nicht auf.
29 In diesem Augenblick tat er ihr leid.
30 „Du kannst doch nicht nur zwei Scheiben essen“, sagte er auf seinen Teller.
31 „Doch. Abends vertragen ich das Brot nicht gut. Iß man. Iß man“. Erst nach einer Weile setzte sie sich unter die Lampe
32 an den Tisch.¹⁾

1) Wolfgang Borchert, Das Gesamtwerk, Hamburg, 1959, S. 305 f.
(Ingeborg Grolle, Frauen nach dem Krieg, S.13)

5. Lebensmittelkarten



Die Zeitzeugin Vera L. mußte als achtjähriges Mädchen die Einkäufe besorgen, weil die Mutter berufstätig war. Wenn sie in der Laubengesellschaft hörte, daß es irgendwo etwas auf Marken zu kaufen gab, holte sie sich Geld, ließ das ihrer Aufsicht befohlene Schwesterchen allein zu Hause; beim Anstehen sagte sie dann, daß sie das Baby beaufsichtigen müsse und wurde vorgelassen. Einmal gab es echtes Weißbrot - ohne Mais. Die ganze Horde der Laubenkinder zog gemeinsam los mit Marken und Geld, eine halbe Stunde weit. Tatsächlich bekam jedes Kind ein Weißbrot, von dem sie jedoch nur noch Reste mit nach Hause brachten.

Versorgungsmäßig war die Familie L. relativ gut gestellt. Die Mutter bekam beim Torfstechen Schwerstarbeiterzulage, dazu kamen eine Säuglingskarte und die Krankenzulage für die Tbc²-kranke Vera. Aber das Geld war zu knapp: „Hätten wir alles bekommen, was wir auf Marken bekommen sollten, dann wäre es uns nicht schlecht gegangen.“

Wie bei dieser Familie reichte bei vielen anderen der Verdienst der Mutter nicht aus; der damals viel beschworene Kaufkraftüberhang³ traf nur auf die Besserverdienenden zu. Die Mutter von Vera L. suchte sich möglichst solche Arbeit, bei der sie wenigstens zum Teil in Marken entlohnt wurde, die sie dann wieder für Geld verkaufen konnte. An vielen Arbeitsstellen bestand der Verdienst in Naturalien oder sogenannten Deputaten, d.h. in denjenigen Produkten, die in der Fabrik oder in dem Betrieb hergestellt wurden. Arbeitnehmerinnen einer Schuhfabrik z.B. erhielten Schuhe, diejenigen einer Textilfabrik Kleider. Diese mussten dann wieder gegen Notwendiges getauscht werden. (Ingeborg Grolle, Frauen nach dem Krieg, S.24)

² Tuberkulose, eine Lungenkrankheit.

³ Kaufkraftüberhang – Es ist mehr Geld vorhanden, als Waren zum Verkauf bereitstehen.

Alle Quellen- und Textgrundlagen stammen aus: Ingeborg Grolle: Frauen nach dem Krieg 1945-50. Geschichte - Schauplatz Hamburg, Behörde für Schule, Jugend und Berufsbildung, Amt für Schule, Hamburg 1994. Bearbeitet von Dr. Silke Urbanski

6. Ersatznahrung

Die Frau kocht das Essen. „Man nehme...“ steht in ihrem Kochbuch. Was aber tut sie, wenn es nichts zum Nehmen gibt? In den ersten Wochen nach der Kapitulation reichten noch die zurückgehaltenen Lebensmittelvorräte aus, um die Ernährung zu sichern. Dann aber wurde die Versorgung immer knapper. Hausfrauen wurden zu Verwalterinnen des Hungers. Die Nahrungsmittel waren sehr knapp bemessen. Viele Zeitzeugen erinnern sich daran, andauernd hungrig gewesen zu sein.

Am schlimmsten empfand Frau F., eine Lehrerin, den Mangel an Fett. Für 180 Mark erstand sie eine Flasche Heringsöl und erinnert sich daran, wie herrlich es schmeckte, wenn sie Brot in Öl tunkte. Von dem Rizinusöl, das irgendwo unter der Hand verkauft wurde, hat sie nichts erwischt, und das war ihr Glück, denn es mußte Maschinenöl gewesen sein, von dem etliche Leute ganz schreckliche Lähmungen bekamen. (S.24) „Ersatznahrung“ ließ sich aus allem Möglichen herstellen: Gemüse aus Brennesseln, Löwenzahn, Sauerampfer, Kaffeersatz aus gemahlenden Eichen, Tee aus Huflattich, Taubnesseln, Brombeerblättern. Über den Mangel an Fleisch täuschten Kartoffeln hinweg.

Die Zubereitung solcher Speisen war sehr zeitaufwendig, mit viel Rühren und Schlagen verbunden. Aber das nicht allein. Für die Markenrationen mußte man stundenlang anstehen, Wildpflanzen am Straßenrand, in Parks und Trümmergrundstücken sammeln, danach je nachdem trocknen oder entbittern. Die Hausfrauen mußten zur Selbsthilfe greifen, um die mangelhafte Ernährung auszugleichen. Die Rationen wurden durch Notrezepte gestreckt. Die Anweisungen dazu stammten aus Kriegskochbüchern, zum Teil noch aus dem Ersten Weltkrieg.

Rezepte

Falsche Bratwurst

Einen Kopf Weißkohl weichkochen und mit 500 g gekochten Kartoffeln durch den Fleischwolf drehen. Eine Tasse geriebenes Brot dazugeben und mit Salz, Pfeffer und etwas Kümmel würzen. Aus der Masse Bratwürste formen und in der Pfanne mit wenig Fett braten.

Schlagsahne-Ersatz

1/2 Liter Frischmilch, 1/4 Liter Wasser zusammen kochen lassen, dann eine rohe Kartoffel schälen und fein reiben, in die kochende Milch mit dem Wasser dazugeben, alles noch einige Male aufkochen und dann gut erkalten lassen. Mit einer Prise Salz und (Vanille)Zucker schlagen, bis die Masse steif ist.

(Ingeborg Grolle, Frauen nach dem Krieg, S.25)

7. Gartenarbeit überall

Wer glücklicher Besitzer eines Kleingartens war, zog aus dem Boden das Optimum an Kartoffeln, Gemüse und Obst. Viele Hamburger versuchten, weiteres Gartenland zu pachten, aber ein Gesetz verbot, daß eine Familie mehr als einen Garten bewirtschaftete. Die Briten erlaubten aber die Kultivierung von Grünanlagen, Parkplätzen, Trümmergrundstücken und unbebauten Straßen. Der Ertrag blieb relativ gering, weil Düngemittel fehlten. Die mühsame Beackerung war meist Sache der Frauen, die auch ihre Kinder mit heranzogen. (Ingeborg Grolle, Frauen nach dem Krieg, S.23)

Eine Zeitzeugin erzählt:

„Die Lehrerin Frau F. pflanzte in ihrem Garten Tabak. Sie fragte Nachbarn und Gärtner nach den Kunstgriffen des Anbaus, der Ernte und Zubereitung: Man mußte die unteren Blätter zuerst abpflücken, die Blüten herausknipsen, die Blätter dann zum Trocknen auf einen Faden ziehen, danach in einer Blechkiste schwitzen lassen. Tabak war ein begehrtes „Kompensationsprodukt“, gegen das sowohl Lebensmittel als auch Arbeit einzuhandeln war. Frau F. zog in ihrem Garten auch Zuckerrüben, die als Sirup einen Brotaufstrich abgaben. Die Rüben mußten fein geschnitzelt und unter Umrühren auf dem Ofen bis zu 48 Stunden lang gekocht werden. Der fade Geruch von Zuckerrüben lag den ganzen Winter über in der Wohnung. Gartenerzeugnisse waren ständig von Diebstahl bedroht. Frau F. organisierte mit den Nachbarn zusammen eine zweistündige Schichtwache. Sie erinnert sich dankbar an die Hilfe der männlichen Nachbarn, die ihr bei allem halfen, was sie als Frau nicht tun konnte. Sie beschreibt auch die Umgestaltung des Steller Sportplatzes in Gartenstücke: „Alles, was nur überhaupt eine Schaufel hatte, hat sich ein Stück Erde genommen und das zu einem Garten gemacht.“

Im Garten von Frau F. standen Apfel- und Birnbäume. Diese lieferten erstens Material zum „Kompensieren“⁴, dann auch zum Einmachen für den Winter. Aber womit macht man ein? „Konservendosen zu besorgen war auch eine Kompensation.“ Sie kannte Leute, die Konservendosen herstellten. Aber man mußte sie auch verschließen. Durch „Flüsterpropaganda“ erfuhr sie von einer Frau in den Schrebergärtenkolonien, die nachts Dosen in einem großen Waschkessel einkochte und davon lebte, solange ihr Mann noch in Rußland war. Woher sie ihr Feuerungsmaterial nahm, fragte niemand. (Ingeborg Grolle, Frauen nach dem Krieg, S.25)

⁴ Tauschen, Tauschhandel, Schwarzmarkthandel, illegale Schwarzarbeit.

8. Kohlenklau

Die Lehrerin Frau F. ist ebenfalls dabeigewesen. Morgens um 3 Uhr zog sie allein los mit Rucksack und zwei Taschen zum Stelling Bahnhof. Es wimmelte dort von Menschen, die auf die Kohlenzüge warteten. Frau F. spricht von einer großen Solidargemeinschaft: „Wenn wir die Jungen nicht gehabt hätten, Burschen und auch junge Frauen, die noch klettern konnten!“ Die Jungen sprangen auf die stehenden oder langsam fahrenden Kohlewagen auf. Frau F. und andere standen unten. Man hat ihr Kohlen zugeworfen, sie brauchte nur einzusacken. Aber sie erinnert sich auch an die ständige Angst vor der Polizei, die Hunde auf die Menge hetzte. Natürlich war Kohlenklau verboten, man warnte einander mit Pfiffen oder Trillerpfeife, wenn Polizei in Sicht kam.

Ein Gefühl des Unrechts hatte man nicht. Auch der Pastor ist mal geschnappt worden, sagt Frau F. Schrecklich war der Rückweg bei schneidender Kälte mit der schweren Kohlenlast auf dem Rücken.

Ilse W., damals 25 Jahre alt, empfand das Kohlenklauen als Abenteuer. Mit selbstgenähtem Rucksack zog sie los nach Eidelstedt zur Bahnanlage. Sie gehörte zu den Jungen, die sich auf den Waggon hinauftrauten und Fracht herunterwarfen. „Gelacht haben wir!“ Wenn ein Pfiff ertönte, kam es darauf an, alles noch schnell herunterzuwerfen und dann wegzulaufen. Ilse W. meint, geschnappt worden seien ja vor allem diejenigen, die Kohle auf dem Schwarzmarkt verschoben.

Auch Holz ist Brennstoff. Die Tante von Ilse W. bekam einmal einen Gutschein über die Wurzel eines großen Baumes in der Hegestraße. Mit vereinten Kräften schleppten sie zu drei Frauen das Ungetüm nach Hause. Aber wie kriegen sie die Wurzel klein? Die Sägerei weigerte sich, daran die Maschinen kaputtzumachen. Ilse W. jammerte und redete so lange, bis die Männer weich wurden und die Wurzel in grobe Stücke sägten. Den Rest besorgte Ilse selbst mit dem Beil.

Vera L. denkt heute noch mit Bewunderung daran, wie ihre Mutter zusammen mit der Nachbarin eine große Eiche im Niendorfer Gehege gefällt hat. Der ganze Niendorfer Wald wurde damals abgeholzt. Nicht nur Parkbäume wanderten in Holzöfen, sondern alles, was nur irgendwie brennbar war: Gartenzäune, aus Ruinen gezogene Holzteile und Möbelstücke, Parkettfußböden, Schilderpfähle, alles, was nur ein bißchen Wärme abgeben konnte. Das Kind Vera L. sammelte Schlackenstücke, die zur Befestigung des Weges in der Laubenkolonie dienen sollten. Das war ihr wichtiger, als zur Schule zu gehen.

Betriebe und Büros wurden aufgrund der Stromkrise geschlossen. Im Januar 1947 zählte man in Hamburg 30 000 Stromarbeitslose. Die Schulen legten Kälteferien ein. Als sie wieder öffneten, konnte der Unterricht nur sehr unregelmäßig aufgenommen werden, weil kein Heizmaterial geliefert wurde. Die Schüler brachten möglichst selbst etwas Brennbares mit und setzten sich in Mantel und Handschuhen nahe um den Ofen. Nicht anders war es in öffentlichen Räumen mit ihren behelfsmäßigen Kanonenöfchen. In dieser extremen Notsituation waren Solidarität und Selbsthilfe lebensrettend. (Ingeborg Grolle, Frauen nach dem Krieg, S.24)

9. Trümmerarbeit

1 Bergungsmaschinen entfernten die größten Trümmer in Hamburg. Danach wurden alle Kräfte benötigt, um aus dem
2 Schutt möglichst viel verwendbares Baumaterial für Reparatur und Neuerstellung von Wohnungen zu retten. In
3 Hamburg ergingen im Juli 1945 erste Aufrufe an die Bevölkerung, sich am Steinebergen zu beteiligen. Für 1000
4 geborgene Steine gab es 20 Reichsmark. Zunächst waren nur alle Männer der Stadt angesprochen. Weil der
5 Arbeitseinsatz nicht ausreichte, wandte sich bald darauf Bausenator Bucerius auch an die Frauen mit dem Appell, sie
6 möchten freiwillig ein „Opfer für die Allgemeinheit“ bringen und bei den Trümmerarbeiten mitmachen.
7 (...) Offenbar war es weniger ein „Notopfer“, was Frauen zur Mithilfe bei der Enttrümmerung bewegte als vielmehr
8 ihre eigene Notlage. Außer dem begehrten Baumaterial verlockte das Versprechen auf eine Lebensmittelzulage und
9 auf Wohnrecht in Hamburg. Ein Kontrollratsgesetz vom 10. Juli 1946 gestattete es den Behörden, „auch weibliche
10 Arbeitskräfte bei Bau- und Wiederaufbauarbeiten einschließlich Aufräumarbeiten zu beschäftigen“. Auf eine
11 Verpflichtung zur Trümmerarbeit, wie sie in Berlin bestand, verzichtete Hamburg. Im Sinne einer Dienstverpflichtung
12 hat es also hier keine „Trümmerfrauen“ gegeben.
13 Frauen verrichteten in den Notjahren zeitlich befristete, minder bezahlte Handlangerarbeiten. Aus ihrer Tätigkeit bei
14 der Enttrümmerung erwuchsen auch keine späteren Rentenansprüche.⁵ (Ingeborg Grolle, Frauen nach dem Krieg,
15 S.23)

Aufgaben SEK II

Gruppenarbeit:

1. Textarbeit. Verteilen Sie die Texte nach Lesegeschwindigkeit in der Gruppe.

1a. Lesen Sie im Hamburg-Geschichtsbuch den Epochentext zur Nachkriegszeit und den Thementext zur Mangelgesellschaft.

<http://geschichtsbuch.hamburg.de/epochen/nachkriegszeit/>

<http://geschichtsbuch.hamburg.de/epochen/nachkriegszeit/mangelgesellschaft-und-wiederaufbau/>

1b. Lesen Sie die Quellen und markieren in ihnen Sie Hinweise auf von Dr. Christoph Strupp in seinen Texten erwähnte Umstände.

1c. Tauschen Sie sich über den Inhalt der Quellen aus. Skizzieren Sie das aus dem Artikel Bekannte und erörtern Sie das aus den Quellen neu erarbeitete Wissen.

2. Die Autorin Inge Grolle schreibt: „Der damals viel beschworene Kaufkraftüberhang⁶ traf nur rauf die Besserverdienenden zu.“

Erörtern Sie diese Aussage.

3. Diskutieren Sie in der Gruppe die untenstehende These und schreiben Sie eine Gruppenstellungnahme:

„Für wohlhabende HamburgerInnen war die Nachkriegszeit keine schlimme Zeit.“

⁶ Kaufkraftüberhang – Es ist mehr Geld vorhanden, als Waren zum Verkauf bereitstehen.

Alle Quellen- und Textgrundlagen stammen aus: Ingeborg Grolle: Frauen nach dem Krieg 1945-50. Geschichte - Schauplatz Hamburg, Behörde für Schule, Jugend und Berufsbildung, Amt für Schule, Hamburg 1994. Bearbeitet von Dr. Silke Urbanski